Ein Günstling des Glücks.

Roman von E. Marlitt.

(10. Fortsetzung.)

„Ach, Vater, nur Eines steht noch klar vor meiner Seele, und so lange ich lebe, wird dieses Bild nie mehr in mir zu verwischen sein. Ich sah ein furchtbares Feuer, sah, daß die Fluthen sich wie ein gähnender Abgrund öffneten, und während ich die Leiche fester an mich drückte, sah ich einen Moment, kürzer als ein Gedanke, ihre Augen offen. — Dann war Alles schwarz. — Aber der unbewußte Instinct trieb mich sofort an, gegen die Elemente zu kämpfen; ohne zu wissen, was ich that, machten meine Glieder die gewöhnlichen Schwimmbewegungen; und die hochgehenden Wellen, als wollten sie mir helfen, trieben mich rasch an das Land. Erst als ich festen Fuß faßte, sah ich, daß ich Elisabeth im Arme hielt. Unbewußt hatte ich sie gerettet, und nun kam mir auch die volle Besinnung wieder. Ich dachte an das offene Auge das nun wieder geschlossen war, und die Hoffnung, daß sie vielleicht dennoch lebe, gab mir nie geahnte Kraft. Naß und halb erstarrt, trotzte ich Wind und Wetter und floh mit meiner Last in die Berge. Einmal, als der keuchende Athem meine Brust zu zerreißen drohte, war mir, als hörte ich ihren Seufzer; und mit erneuertem Muth schleppte ich mich aufwärts. Ich meinte, nie mehr die Höhe erreichen zu können, und nun erst sehe ich, was Willenskraft in uns vermag. Seit zwei Tagen hatte ich weder Speise noch Trank genommen; Alles in mir war erschüttert, meine Seele bis zur Verzweiflung gefoltert. Dazu kam die übernatürliche Anstrengung im Wasser, das Aufwärtssteigen im Kampfe mit dem Wind; die Angst um ihr Leben und ach, der Gedanke an den Tod meines Pflegevaters; diesen retten zu wollen, war mir nicht einmal in den Sinn gekommen. Ich höre noch seinen Schreckensruf: „Wir sind verloren", und sehe noch sein Silberhaar im Sturme flattern. Und doch ließ ich das Steuer sinken, um die Leiche zu fassen. Und dieses Alles willenlos — ganz willenlos, nur einem Instinete folgend. Der Trost lebt aber in mir: selbst wenn ich das Steuer mit fester, kundiger Hand fortgeführt hätte, wäre es doch nutzlos gewesen; denn der Blitz schlug hart neben uns ins Wasser, und die Wogen verschlangen uns in demselben Moment. Ja, ich glaube sogar, daß das Schiff vom Blitz getroffen wurde und mein theurer Vater vielleicht schon todt war, ehe die Fluthen ihn verschlangen."

Elisabeth schlief lange; ihr Schlaf war allem Anschein nach ein gesunder; der Athem ging regelmäßig, der Puls kräftig, und die Farbe ihrer Wangen deutete an, daß Leben und Gesundheit wieder zurückkehrten. Als sie endlich erwachte, strich sie sich das Haar aus der Stirn, sah befremdet um sich und fragte Leopold, was denn vorgefallen sei? Dieser nahm ihre Hand und bat sie, vorerst sich mit Speise zu laben. Gehorsam leistete sie Folge, und dann erzählte er ihr vorsichtig das ganze Ereigniß.

„Ja, ja," sagte Elisabeth schaudernd, „ich erinnere mich jetzt deutlich, ich aß nur wenige Löffel von der Suppe, die einen eigenthümlichen fremdartigen Geschmack hatte, und kurz darauf fühlte ich einen furchtbaren Schmerz. Ich bezwang mich in Gegenwart des Grafen, so gut ich konnte. In meinem Zimmer angekommen, muß ich die Besinnung verloren haben; ich weiß bis zur Stunde nichts mehr."

Die beiden Männer sahen sich erschrocken an.

„O, sprecht es nur aus", sagte Elisabeth, „ich weiß es doch, es war Gift. — Und wenn ich abermals zurück muß, so werde ich es wieder bekommen, oder auf eine andere Art aus dem Leben geschafft werden. Ich sah mein Urtheil in seinen Augen, als er kam."

„Das verhüte Gott", rief der Greis, während Leopold die Faust ballte.

Nun wurde eine lange Berathung gepflogen; denn unmöglich konnte sie bei den Männern auf dem Berge oben bleiben.

„Wir müssen die Baronessen ins Geheimniß ziehen", rieth Sebaldus, „Elisabeth muß sich bei ihnen verbergen."

Am folgenden Morgen stieg der Eremit hinab und erfuhr von den Leuten, die den See durchsuchten, daß der Graf noch da und nicht eher abzureisen gedenke, bis die Leiche auf der Insel bestattet worden sei. Voll schwerer Sorge stieg er wieder zur Klause hinauf.

„Wir müssen die größte Vorsicht gebrauchen", sagte er, „wollen wir Elisabeth schützen. Vor der Hand muß sie hier bleiben, und wenn der Graf sich von Wildenstein entfernt hat, muß ich den Baronessen von ihrer Errettung Mittheilung machen."

Jeden Tag stieg der Greis so weit abwärts, daß er den See überblicken konnte. Endlich kam er mit der frohen Meldung, daß der Falkensee wieder von den Menschen verlassen sei; es scheine, daß man das Suchen eingestellt habe. Jetzt entschloß er sich, die nächste Woche nach Wildenstein hinabzusteigen, um genauere Erkundigungen einzuziehen. Als er an den Klosterruinen vorbeikam, wußte er sogleich, daß der theure Freund nicht mehr unter den Lebenden weile, denn die Läden seiner Wohnung waren geschlossen und die Thür abgesperrt. Einen Moment blieb er stehen und betete, dann sah er gen Himmel und flüsterte: „Ruhe in Frieden und bitte für mich, daß ich das Rechte wähle; denn fürwahr, ich bin nicht sicher, was meine Pflicht. Soll ich sie dem Gatten ausliefern oder sie vor ihm schützen?"

Mit einem Beben in den alten Gliedern ging er nach dem Schlosse. Auch hier schien Alles wie ausgestorben; auf sein wiederholtes Klopfen erschien die Castellanin mit erschrockenem Antlitz, das sich beim Anblick des Paters sogleich erhellte.

„Gott sendet Euch mir zum Trost, und wäre mein Mann nicht so krank, ich wäre längst zu Euch hinaufgestiegen, um Euch meine Beichte abzulegen. Ach, mein Vater, was ist Alles vorgefallen, seit ich Euch zum letzten Mal gesehen! Oh, und der würdige Caplan! —" Sie hob die Schürze an die Augen und weinte. Dann erzählte sie ihm von dem Tode der Gräfin und von der Auffindung der Leiche des Caplans und von dessen Beerdigung. „Ich bin nun ganz allein," schloß sie, „denn die alte Walpurga, seine Dienerin, ist in ihre Heimath zurückgekehrt, und zudem lastet noch ein schwerer Kummer auf meinem Herzen. Ich weiß mir keinen Rath, natürlich daß ich gegen jeden Menschen schweigen werde, aber in der Beichte muß ich meine Seele von der Mitwissenschaft eines Verbrechens befreien. Kommt mit zu meinem Manne, da werdet Ihr in dessen Beisein Alles erfahren."

Sie führte ihn in das Gemach des Castellans, der den Pater mit großer Freude begrüßte; denn auch ihn drängte es, sein Gewissen von dem Geheimniß durch ein Geständniß zu erleichtern. Sie erzählten ihm den ganzen Vorgang und zeigten ihm die Suppe und das vermeintliche Salz.

„Ich habe," sagte die Castellanin, „einige Körnchen davon unter das Hühnerfutter gemengt, und diejenigen Hühner, die davon fraßen, verendeten sämmtlich. Sehet, durch ein Verbrechen wurde die arme junge Gräfin aus dem Leben geschafft, und das Gericht Gottes hat den Grafen bereits erreicht; denn es ist die erste Wildenstein, welche nicht auf der Insel bestattet wurde, und der Graf, der Letzte seines Stammes, wird entehrt und mit Schmach bedeckt zu Grunde gehen."

Pater Sebaldus war von dieser Mittheilung tief ergriffen. Es war also kein bloßer Verdacht Elisabeths, es war kein Wahn, keine Angst vor dem ungeliebten Gatten, der diesen Verdacht in ihrer Seele entstehen ließ. Nach dem, was er von den alten Leuten erfahren, mußte er sich eingestehen, daß da ernste Maßregeln zu treffen seien. Vor Allem war ihm klar, daß das Geheimniß ihrer Rettung sorgfältig gewahrt werden müsse, wollte er die unglückliche Frau nicht einer neuen Lebensgefahr preisgeben. Er bat den Castellan, das Pulver sorgsam aufzubewahren, ihm jedoch etwas davon zu übergeben: er wolle es durch einen Pater des Heidsteiner Klosters, der ein Chemiker sei, untersuchen lassen. Dann beschloß er, nach Dietrichsheim hinüberzugehen und die Damen von Fichtenau in das Geheimniß einzuweihen.

Die beiden alten Damen waren in großer Betrübniß über die letzten Ereignisse: sie bedauerten allerdings ihre Nichte, die in der Jugend sterben mußte, noch weit mehr aber bedauerten sie den Tod ihres Freundes. Sie konnten sich an die schreckliche Thatsache, daß der Caplan ertrunken sei, noch immer nicht gewöhnen. Ach, das Leben schien den einzigen Reiz, den es noch für sie hatte, ganz verloren zu haben. Als ihnen Pater Sebaldus gemeldet wurde, waren sie mehr erstaunt als erfreut. Sie hatten den Eremiten, seit sie hier lebten, nur einige Male gesehen; denn er kam, außer wenn er nach Wildenstein ging, nie in's Thal. Von dem Caplan und von Elisabeth hatten sie wohl öfter von dem würdigen Manne sprechen hören, aber sie hatten sich nie für ihn interessirt. Sie hielten ihn für einen halben Irrsinnigen, weil er sich freiwillig in die öde Bergwildniß verbannte. Ihr Erstaunen wuchs indessen immer mehr, als der Eremit sagte, er habe ihnen ein sehr wichtiges Geheimniß mitzutheilen, ein Geheimniß, von dem Leben und Tod abhänge. Dann sah er prüfend im Gemach umher und fragte, ob die Damen auch sicher seien, daß Niemand sein Gespräch belauschen könne, und hernach stand er auf, verriegelte die Thür und setzte sich in die nächste Nähe der alten Fräulein. In flüsterndem Tone erzählte er ihnen von dem mißlungenen Mordversuch und der seltsamen Errettung Elisabeths. Wer der Retter sei, verschwieg er. „Ein junger Mönch," sagte er, „der bei ihm wohne und dem Caplan behilflich war, die Leiche nach der Insel zu bringen."

Die beiden Fräulein waren starr und wortlos vor Schrecken und Staunen.

„Wenn Ihr nicht den Tod Eurer Nichte auf Euer Gewissen laden wollt, so müßt Ihr dieselbe vor der Hand in Eurem Schlosse verbergen; es bleibt uns nichts Anderes übrig, denn dem Grafen dürfen wir sie, nachdem wir wissen, daß er nach ihrem Leben strebte, nicht übergeben."

„Einen Prozeß gegen den Grafen können wir nicht führen," riefen einstimmig die Damen, „wir haben nicht die Mittel, wir sind arm, vergessen, ohne Freunde auf der Welt. Wir wären jedenfalls verloren."

„Das glaube ich auch," gab Pater Sebaldus zu; „wie gesagt, hier verborgen gehalten, ist sie sicher. Ich werde mir in dieser traurigen Angelegenheit den Rath meines Oberhirten einholen, und nach dem Ausspruch dieses würdigen Mannes werden wir dann handeln. Die Sache wird freilich nicht so bald erledigt werden können, denn das Geheimniß ist zu gefährlich. Ich kann es Niemanden anvertrauen oder schriftlich besorgen, ich muß selbst hin, und die Reise ist weit, und ich bin ein alter, schwacher Greis."

Es wurde nun ausgemacht, daß Gudula und der alte Diener Rupert unbedingt in das Geheimniß eingeweiht werden sollten, und daß in der nächsten Nacht Elisabeth kommen möge, um sich bei ihren Tanten so lange verborgen zu halten, bis der Rath des besagten Oberhirten eingeholt worden sei. Einigermaßen getröstet ging Sebaldus heim. Die heutige Tour war eine beschwerliche und die Aufregung eine große gewesen. Es war schon zwei Uhr Morgens, als er endlich seine Klause erreichte und seinen Schützlingen das Resultat seines Ganges mittheilte.

Nur ungern und schweren Herzens schied Elisabeth von der einsamen Klause, um bei den ungeliebten Tanten Schutz vor dem Gatten zu suchen. Doch da selbst Leopold ihr dringend dazu rieth, konnte sie nichts dagegen einwenden.

„Leopold, Du mußt sie den Berg hinab führen", sagte Pater Sebaldus, „ich hoffe, es wird Dir keine Gefahr bringen, denn ich fühle auf die übermäßige Anstrengung einen Schmerz in den Gliedern, der mir kaum erlaubt, mich zu bewegen."

Der Abschied Elisabeths von Pater Sebaldus war ein sehr schmerzlicher für sie, außer Leopold hatte sie jetzt nur noch diesen Greis, den sie als ihren Freund betrachten konnte.

Für das junge Paar war es ein eigenthümliches Gefühl, als sie einer abermaligen Trennung entgegengingen. Und doch war in Leopolds Brust mehr Ruhe als an jenem Morgen. Gott hatte die Geliebte so wunderbar vom Tode gerettet, hatte ihm ja sehr seine Barmherzigkeit und Güte gezeigt, daß er an einer Vorsehung des Herrn nicht mehr zweifeln konnte.

„Elisabeth", sagte er, als sie Dietrichsheim beinahe erreicht hatten, „als Kinder haben wir uns im thörichten Spiele vermählt, Gott aber gab uns in Wahrheit zusammen. Unsere Seelen sind vermählt und werden es bleiben, auch wenn wir uns hier auf Erden nie wiedersehen. Lebewohl, Geliebte, möge der Herr über Dich wachen. Ich lege Dein mir so theures Leben in seinen Schutz, sein Wille geschehe an uns Beiden!"

Dann zog er sie in seine Arme und preßte sie an seine Brust. Auch Elisabeth war gefaßt und ergeben in ihr Schicksal. Im Mondlicht sahen sie einander noch einmal lange in die Augen. Leopold machte das Zeichen des Kreuzes auf ihre Stirn und bat, daß auch sie ihn also segnen möge. Er kniete vor ihr nieder, und während Elisabeths Seele zum Himmel für den Geliebten flehte, bekreuzte sie ihn. Dann wandte sie sich rasch ab und eilte dem Schlosse zu.

Auf dem Berge wieder angekommen, fand Leopold, daß eine neue Sorge ihn erwartete. Pater Sebaldus war schwer erkrankt und litt furchtbare Schmerzen; was war zu thun, sollte man einen Arzt holen?

„Nein," entschied Sebaldus, „ich lebe nun schon so lange hier oben und war schon oft sehr leidend und ganz allein; nun hat Gott Dich mir gesandt; Du kannst mich pflegen. Es ist eine Art Gliederkrankheit, ich kenne es, ich habe in meiner Jugend schon öfter daran gelitten. Ach ich fürchte, ich werde sobald nicht im Stande sein, die Reise nach dem Kloster anzutreten."

Und die Sorge des Paters Sebaldus war nicht unbegründet. Bis er endlich so weit hergestellt war, daß er sich erholen konnte, da war der Winter vor der Thür, und eine so weite Fußreise eine Unmöglichkeit geworden.

Elisabeth war indessen wie eine Gefangene in Dietrichsheim. Sie bewohnte das kleine Dachkämmerchen, in dem das Bild ihrer schönen Ahnfrau hing und wurde von der alten Gudula mit Speise und Trank versehen. Sie stickte vom Morgen bis zum Abend und ertrug ihre Einzelhaft mit bewunderungswürdiger Geduld. Manchmal kam auch eine der Tanten zu ihr hinauf und brachte ihr ein Buch oder spielte eine Partie Schach mit ihr. Jetzt beugte sich ihr Herz in Demuth und Dankbarkeit; sie bereute, daß sie in ihrer Mädchenzeit so wenig gethan hatte, um diese alten, vertrockneten Herzen zu gewinnen, sie in Liebe zu erwerben." Jetzt erkannte sie, wie undankbar, unfreundlich und selbstsüchtig sie gegen die einsamen, alten Damen gehandelt hatte. Und doch waren es die Einzigen auf der weiten Welt, welche ihr nun Schutz angedeihen ließen. Jetzt strahlte ihr schönes blaues Auge den alten Tanten in Wonne entgegen, wenn diese in das kleine Kämmerchen traten, um ihr Gesellschaft zu leisten, und in ihrem Blick lag so viel wirkliche Demuth und Liebe, daß die beiden alten Mädchen davon gerührt wurden. Sie empfanden, daß ihnen Liebe, wirkliche Liebe entgegengebracht wurde und diese Gabe war so seltsam, so kostbar für sie, daß sie erstaunt waren und sich ganz beglückt fühlten. Erst konnten sie es gar nicht glauben, daß ein junges Herz sie sehnsüchtig erwartete, daß die Lippen ihrer Nichte sich dankbar und demüthig auf ihre welken, kleinen Händchen drückten. Ach, kein Winter war ihnen noch so warm, so mild erschienen wie dieser; keine Zeit so kurz wie diejenige, welche sie zusammen in dem kleinen Dachstübchen verbrachten. Jahrelang hatten sie die Nichte wie eine Last um sich geduldet, und jahrelang hatte Elisabeth die Tanten verachtet und vernachlässigt; und nun war es plötzlich anders geworden. Die Tanten waren jetzt ihr Schutz, ihr Halt, ihre Hilfe und die armen schwachen Frauen standen da wie zwei gereizte Löwinnen, die sich zum Kampfe bereit halten, wenn ihrem Jungen ein Fremder naht. Nein, das war jetzt fest beschlossene Sache, sie wollten sich nie mehr von der Nichte trennen, und diese mußte ihre ganze Ueberredungsgabe aufbieten, um ihnen begreiflich zu machen, daß es unrecht wäre, wenn sie sich in feiger Furcht stets vor dem Grafen verbergen wollte; sie würde ja selbst einen Betrug begehen, wenn sie sich unter die Todten zählen ließe, während sie noch unter den Lebenden weilte. Allmälig gelang es ihr, die Tanten von der Wahrheit ihrer Ansicht zu überzeugen.

Monate waren verstrichen, doch von Pater Sebaldus war kein Lebenszeichen gekommen. Freilich das Kloster, zu dem Pater Sebaldus gehörte, war weit entfernt; dennoch dachte Elisabeth, der Greis hätte in dieser langen Zeit die Reise hin und zurücklegen können. Was blieb Anderes übrig, als zu warten und wieder zu warten. Zuletzt fühlte sich auch Elisabeth in ihrer Gefangenschaft nicht mehr unglücklich. Jetzt war immer eine der Tanten bei ihr; sie hatte sich an ihre Haft gewöhnt, ja dieselbe sogar liebgewonnen.

„Sollte am Ende dem Pater Sebaldus auf der Reise etwas zugestoßen sein?" sagte einmal Brigitta.

„Das verhüte der Himmel", erwiederte Elisabeth, „doch wenn das Frühjahr kommt, dann müßt Ihr nach Wildenstein hinüberfahren; dort werdet Ihr es von dem Castellan erfahren."

„Das könnten wir eher auch thun", meinte Brigitta, „wie wäre es, wenn ich morgen hinüberführe?" Ich möchte schon längst gern nach Götzdorf, um das Grab unseres Freundes zu besuchen; im Vorbeifahren will ich bei der Castellanin vorsprechen, nach dem Befinden ihres Mannes fragen und Dir Dein Aeffchen mitbringen, was Dich gewiß freuen wird."

„Ich würde rathen, noch acht Tage zu warten", meinte Tante Agnes, „bis die Straße frei vom Schnee ist; zudem ist es immer noch zu kalt für eine so lange Fahrt, wenn Du bis Götzdorf willst."

Ungefähr 14 Tage nach diesem Gespräch rollte wirklich die alte Kutsche aus dem Schloßhofe hinaus. Die Damen, welche sonst immer einen strengen, kalten, erbitterten Ausdruck in ihren Gesichtszügen zeigten, sahen heute fröhlich über den See hin, mit einem Gemisch von Behagen und Zufriedenheit blickten sie umher. Der Winter war beinahe vorüber, der Schnee im Thale zerronnen, und die ersten Schneeglöckchen blühten auf den Wiesen; nur die Gipfel der Berge hatten noch den Winterpelz; sonst mahnte Alles an den kommenden Frühling.

Als die Kutsche vor dem Schlosse Wildenstein hielt, kam die Castellanin, erschrocken über den seltenen Besuch, zum Vorschein.

„Da wir im Begriffe sind, nach Götzdorf zu fahren," sagte Brigitta, „so möchte ich fragen, wie es Eurem Manne geht; — gut, das ist schön; und was ist's mit Elisabeths Aeffchen, wir würden es gern mitnehmen."

Die Castellanin machte ein langes Gesicht, denn sie hatte das Thier sehr lieb gewonnen.

„Wenn Ihr es durchaus wünschet," sagte sie, „es ist aber sehr verwöhnt."

„Das macht nichts," erwiderte Brigitta, „ist noch immer kein neuer Schloßcaplan gekommen?"

„I bewahre, der Herr Graf scheint, seit er wieder Bräutigam ist, alles Andere vergessen zu haben, denn die Stelle ist bis heute noch nicht besetzt, und wenn der Frühjahrssturm vielleicht die Ueberreste der seligen Gräfin ans Land spült, so müßte erst ein Caplan in Wildenstein eingesetzt werden, um die Gebeine zu beerdigen."

„Was, was!" riefen die Damen, „was saget Ihr, Bräutigam? — Wer heirathet? —"

„Nun, meines Mannes Bruder, Sixtus, schrieb uns, der Herr verheirathe sich wieder mit einer schönen Dame, ich kann den Namen nicht nennen, sie ist eine Ausländerin."

„Hilf! o gütiger Himmel," stöhnte Brigitta erbleichend.

„Mein Jesus, er heirathet wieder!" schrie Agnes.

Erstaunt und bestürzt blickte die Castellanin von einer zur Andern. Was wäre denn da gar so Entsetzliches dabei? Es wäre wohl die dritte Frau, aber das war ja schon oft da, daß Männer drei und noch mehrere Frauen hatten.

„Um Himmelswillen, Wasser," rief Brigitta, „meine Schwester scheint ohnmächtig zu werden; ach, daß sich Gott erbarme! Hat man je so etwas gehört, er heirathet wieder!"

„Und noch ist die Frau nicht einmal begraben, meinen Euer Gnaden," sagte die Castellanin, ein Glas Wasser dienstfertig bringend. „Ihr seht, große Herren vergessen schnell, die haben ein gar leichtes Gewissen. Verzeiht mir meine respectwidrige Rede; aber ich bin über den Zustand der Gnädigen selbst so erschrocken, daß ich nimmer weiß, was ich sage."

„Rupert, heimfahren," rief Brigittia, mach so schnell, als die Pferde nur laufen können."

Der alte Rupert hieb wie wüthend auf die Pferde, und der Wagen rollte Dietrichsheim wieder zu.

„Einpacken, einpacken," schrieen die Damen Gudula an, „mache rasch und schau uns nicht so verblüfft an. Der Wildensteiner will sich wieder verheirathen, versteht sie uns nun?"

Die alte Jungfer erbleichte und zitterte am ganzen Körper. „Hilf Gott, was sagen Euer Gnaden? Wieder heirathen! — Da werden wir der Strafe verfallen, denn wir hätten es melden sollen."

„Damit sie der Wildensteiner wieder in seine Gewalt bekommen hätte. Bah! Darum geht's morgen nach Wien, ich werde diese heillose Geschichte der Kaiserin erzählen, sie um ihren Schutz und um Gerechtigkeit ansehen."

Auch Elisabeth war über diese Nachricht sehr erschrocken; was war zu thun?

„Wir müssen uns sofort aufmachen, um der Kaiserin Alles zu entdecken," rief Brigitta.

„Natürlich," stimmte entschieden Agnes bei, „dagegen ist nichts einzuwenden."

„So ist mein schönes Leben hier wieder zu Ende," jammerte Elisabeth, „ich muß also wieder zu ihm."

„Da bewahre uns der Himmel," schrie Brigitta, „nein, im Gegentheil, wir beantragen eine Scheidung. Nachdem wir beweisen können, daß dieser Bösewicht nach Deinem Leben trachtete, wird es uns auch nicht schwer werden, sie zu erlangen, und dann bleibst Du bei uns, aber nicht gefangen und eingesperrt wie jetzt, sondern frei."

(Schluß folgt.)

Die Plastuni.

Die Gegend nördlich vom unteren Kuban im Kaukasus ist seit etwa hundert Jahren von kleinrussischen Kosacken bevölkert und erfreut sich eines behäbigen Wohlstandes, welcher auf Weizenbau, Rindviehzucht und Fischfang beruht.

Während des Krieges Rußlands mit den Bergvölkern zeichneten sich diese Kosacken durch Tapferkeit und List aus, die sogenannten Plastuni waren im Stande, Tage lang in den Morästen auf den Feind zu lauern; sie banden sich Schilf an die Popachen (große Pelzmützen), so daß sie ganz unsichtbar waren. Zur Zeit des Krimkrieges landeten die Engländer und Franzosen in Anapa. Ein russisches Heer stand ihnen gegenüber, es fanden Scharmützel statt und die Plastuni brachten einige französische Gefangene. Der commandirende General sagte einmal im Scherz zu den Plastuni: „Ihr solltet mir einmal einen Offizier der Rothröcke (Engländer) gefangen nehmen!"

Zwei Plastuni verschwanden ganze drei Tage und brachten endlich einen hochgewachsenen englischen Offizier als Gefangenen.

„Es war uns schwer, Ihren Befehl zu erfüllen, Excellenz", sagten sie, „wir lagen zwei Tage lang im Gebüsch, und ganz in der Nähe des Lagers der Rothröcke, endlich gelang es uns, diesen Kerl zu erwischen. Wir haben ihm den Mund verstopft, daß er nicht schrie und ihn glücklich aus dem Lager gebracht."

Lebensregeln.

Schlafe jede Nacht sieben Stunden. Stehe auf, sobald Du erwachst. Fange nach dem Erwachen gleich an zu arbeiten. Iß langsam und nie über den Appetit. Trinke nur, um Deinen Durst zu befriedigen. Gehe täglich mindestens zwei Stunden. Sprich nur, wenn es nöthig ist, und nie mehr als die Hälfte von dem, was Du denkst. Schreibe nur, was Du mit Deinem Namen vertreten kannst. Thue nichts, was Du zu sagen Dich schämen würdest. Bedenke stets, daß Andere sich auf Dich müssen verlassen können, aber daß Du Dich auf Andere nicht verlassen kannst. Schätze das Geld, je nach Umständen, höher oder geringer als es werth ist; es ist ein brauchbarer Diener, aber ein schlechter Herr.

Bernsteinproduktion.

Die Bernsteinausbeute des Jahres 1890 auf der Baggerei Schwarzort, den Bergwerken Kroxtepellen und Palmnicken in Preußen hat durch Stechen, Lesen und Schöpfen 4030 Zentner ergeben, gegen 4330 im Vorjahre. Die Inhaber der Bergwerke und der Baggerei beschäftigen im Ganzen etwa 1550 Personen mit 4000 Angehörigen. Der Betrieb der Baggerei Schwarzort ist seit dem 1. October 1890 eingestellt worden.

Australisches Obst.

Im ersten Halbjahr 1891 konsumirte England 64034 Scheffel Aepfel; aus Tasmania und Neuseeland eingeführt, im Werthe von fast 750,000 Mark. Der Handel mit diesen australischen Erstlingserzeugnissen ist in London neu, und man findet die aus Australien bezogenen Aepfel schmackhafter als je bisher aus den Vereinigten Staaten bezogenen.

Das Eheversprechen.

(Eine spanische Romanze.)

Donna Clara die Calbara,
Eine Wittwe in Madrid,
Fühlte neuer Liebe Triebe,
Kam der Lenz mit holdem Schritt.

Don Alfonso, ein Studiose
Auf der hohen Schule hier,
Chemiker und seinen Miethszins
Schuldig bleibend, wohnt bei ihr.

Zimmerherr erst, dann Geliebter
Donna Clara's war er bald,
Weil er wirklich für den flott'sten
Aller Studiosen galt.

Doch dem vielerfahr'nen Weibchen,
Das der Männer Tücke kennt,
Mußte er ein Eh'versprechen
Schreiben jetzt auf Pergament.

Lächelnd schrieb auf seiner Bude
Er's auf eine Ejelshaut.
Donna Clara gab ihm Vorschuß,
Hochbeglückt als seine Braut.

Doch nicht lang, so fiel Alfonso
Nachts in eine Kneipe ein,
Wo bei Castagnettenknattern
Ward kredenzt der beste Wein;

Wo man tanzte den Fandango
Und Bolero ziemlich frei,
So daß Don Alfonso's Herze
Bald gefesselt ward auf's Neu'.

Feurig schwor er einer Maja
Liebe, Treu' und Ehe zu —
Und um elf Uhr waren Beide
Richtig schon auf Du und Du.

Lange trieb er dieses schnöde
Doppelspiel gar schlau versteckt,
Bis im Prato Donna Clara
Seine Falschheit hat entdeckt.

„Mein gehört er," rief sie wüthend,
„Schriftlich hab' ich's hier — lacht nur...."
Aber ach, die Eselsrolle —
Zeigt von Schrift nicht mehr die Spur!

„Präparirte Tinte war es!"
Haucht sie — „nie vermieth' ich mehr
Meine zwei möblirten Zimmer
Künftig einem Chemiker!"

Ade, Reserve!

Feuchten Auges blickte die Kompagnie ihrem Chef nach, der, von seinen Subalternoffizieren gefolgt, gedankenvoll den Kasernenhof verließ, ohne das Honneur des Thorpostens zu erwidern. „Leute!" wandte sich der Feldwebel, nachdem der Hauptmann aus dem Gesichtskreis seiner Untergebenen verschwunden war, an die am rechten Flügel aufgestellten Reservisten. „Nach einer solchen Rede sollte ich mir lieber ins tiefste Schweigen hüllen, aber — das kann ich mich; was ich auf'm Herzen trage, muß runter! Der Herr Hauptmann hat Euch mit unjeschliffene Edelsteine, aus die wir in unsre Schleifanstalt Diamanten jemacht haben, verglichen. Er hat Euch jewissermaßen so successive im Laufschritt Euern janzen physischen und geistlichen Bildungsjang vor Augen jeführt und Euch bis zu Thränen jerührt. Ich muß erklären, daß die schöne Rede selbst wir jewaltig an die Nieren jejangen is — und dabei jedenke ich doch noch mich im Jeringsten jar nich wie jetzt Ihr des Kaisers Rock mit der Civilkluft zu vertauschen, bevor ich mir nicht die tausend Ma — doch das is eine Chose per se. — Ihr steht im Begriff, wieder ins Civilverhältniß zurückzukehren. Euer Mutterwitz is Euch durch uns jeweckt worden; krumm und meist dumm kamt Ihr zu uns; wir haben Euern beschränkten Jesichtskreis erweitert, und wenn Ihr nun in Eure häusliche Penaten zurückkehrt, bleibt helle und laßt Euch nicht verblüffen. Weiter will ich nischt sagen. — Also, Reservisten, lebt wohl, und wenn Ihr heute von Euer „Verhältniß" Abschied nehmt, dann haut mich über'n Kamm, sonst spaziert Ihr eventuliter noch aus den Armen der Liebe ins Kittchen. — Und nun auf wiedersehn bei der nächsten Uebung, ade, Reserve!" „Ade, Herr Feldwebel!" ertönte es wie aus einem Munde, dann wurden die neugebackenen Reservisten entlassen.

Gründe fürs Heirathen.

Goethe erklärte offen, er habe sich "des Anstands wegen" vermält. — Eine Wittwe, die sich sehr schnell verheirathete, sagte, sie habe es gethan, um sich am Herzen des Zweiten über den Verlust ihres Ersten ausweinen zu können. Eine andere Wittwe meinte, als sie sich wieder vermälte, es sei nur geschehen, um das ewige Gelaufe der Bewerber loszuwerden; und wieder eine sagte: Hochzeitmachen sei doch so hübsch, die Kinder amüsirten sich immer dabei. — Ein Mann gab als Grund an: um eine ordentliche Köchen zu behalten. Ein anderer: „Seitdem ich verheirathet bin, habe ich wenigstens Knöpfe an meinen Hemden." — Wieder Einer, der sein Dienstmädchen gechelicht hatte: „Ich wollte meine Verwandten ärgern." — „Nun kann ich doch noch meine Häubchen tragen!" erklärte ein ältliches Fräulein lächelnd, als man ihr zur Vermälung gratulirte. Ja, eine sehr remassirte Dame behauptete sogar, sie haben ihren Gatten aus Rache genommen, weil er sie immerfort mit seinen Anträgen verfolgt habe.

Ungewohnter Anblick.

„Schau' nur, wie mein Hektor die Augen aufreißt!"

„Glaub's gern — Du studirst ja! Das hat er halt noch nie gesehen!"